

10] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Brévine, der niemals einen Angriff der Anklage durchgehen ließ, erwiderte:

„Behaupten Sie, daß mein Mandant über die Elemente verfügte, Herr Staatsanwalt?“

„Aber, Herr Rechtsanwalt Brévine!“

Herr Motiers de Fraisse beeilte sich, den Zwischenfall zu beenden und fragte Vermantes:

„Sagen Sie uns jetzt, was Sie nach dem Umsinken des Generals taten?“

„Ich weiß nichts . . . Ich war wie wahnsinnig . . . ich hatte vollkommen den Begriff verloren, was geschehen war . . . alles drängte sich nach der Leiche . . . ich mit den anderen . . . die Wagen eilten nach Hilfe . . . Ärzte kamen . . . die Polizei . . . man verhörte mich . . .“

Vermantes' Lippen zuckten. Er mußte eine gewaltige Anstrengung machen, um das Schluchzen zurückzudrängen, das ihn erstickte. Dann nahm er sich zusammen und, sich zu den Geschworenen wendend, sagte er mit lauter Stimme, die manchmal zitterte:

„Ich galt immer für einen energischen Mann, meine Herren! . . . Zweimal war ich bei Katastrophen zugegen, in denen meine Gefährten den Tod fanden und ich seinen Hauch schon verspürte. Nicht einen Augenblick habe ich meine Kaltblütigkeit verloren. . . . Aber als ich jenen Mann, der mich mit Wohltaten überhäuft hatte, durch mich getötet sah . . . ihn, dem ich meine schönsten Erinnerungen verdanke . . . den ich wie einen Vater liebte . . . ach, meine Herren, ich konnte mein ganzes Unglück nicht ermessen, aber ich begriff, was Verzweiflung ist. . . .!“

Von neuem erklang beifälliges Murmeln, als Vermantes so seine Gefühle offenbarte. Er gewann die durch die Diskussion verlorene Sympathie wieder zurück.

„Fein gesagt!“ spöttelte Chaussy.

Das Verhör war so geführt worden, daß weder der Staatsanwalt noch der Verteidiger eine Frage zu stellen hatten.

8. Kapitel.

Herr Motiers de Fraisse ließ sich nicht durch den Zufall bei den von ihm geführten Verhandlungen leiten. Seine Pläne waren bis in die kleinsten Einzelheiten vorbereitet. Sie stützten sich auf ein sorgfältiges Aktenstudium. Wie ein Künstler, der das Zueinandergreifen der Vorgänge kennt und danach die Exposition macht, die Effekte berechnet und die Verhältnisse abmisst, so arbeitete er. Er verhörte höflich und wohlwollend, seine lokalen Fragen stellten keine geheimen Fallen. Aber er wußte den Gang des Prozesses derartig zu regeln, daß der Schluß jeder Sitzung der Anklage günstig war. Diese den Rechtsanwältinnen schon bekannte Taktik war das einzige Zeichen seines persönlichen Gefühls. Sagte man ihm, daß dieses Vorgehen die Verteidigung schädige, antwortete er, daß ihr schon auf andere Art genützt worden war und sie eigentlich schon zu viele Vorteile hatte. Dieses Mal rechnete er auf drei Sitzungen und wollte die erste durch die Aussage Herrn d'Entraques beenden, welche zweifellos einen starken Eindruck hinterlassen würde. Das zweite Mal sollte die Verhandlung bis zum Antrag des Staatsanwalts dauern; die Geschworenen hatten also eine Nacht, um über das belastende Zeugnis nachzudenken, eine andere, um ihrem Geist die Beweggründe des Staatsanwalts einzuprägen. Brévine hatte in seinem Plaidoyer gegen schon gefestigte Ueberzeugungen anzukämpfen, und die kurze Zeit würde kaum genügen, sie umzustößeln. Aber etwas Unvorhergesehenes änderte dieses Programm.

Als Vermantes wieder auf seinem Platze war, ließ man zuerst diejenigen Zeugen vortreten, die sich gleich nach ihrer Aussage entfernen mußten. Ein Arzt, Doktor Amadour, wurde vernommen. Stuhl und wohlbeleibt, nervös und schwerfällig, verwirrte er seine Aussagen durch Zweifel. Er hatte den Toten aufgehoben; die Lage des Körpers, der Tote war mit vorgestreckten Armen auf das Gesicht gefallen, schloß die Hypothese nicht aus, daß der General, nachdem die Kugel ihn erreichte, noch einige Schritte getan hatte. Der Zeuge

hütete sich aber, diese Ansicht zu bestätigen. Er hatte seine Aussage aus Furcht, irgend etwas zu vergessen, auswendig gelernt und sagte sie klar hintereinander auf. Aber er verlor den Stoff, als Herr Rutor ihn fragte:

„Sie sind ungefähr eine halbe Stunde nach der Katastrophe gekommen. Sie sahen den Angeklagten; war er verwirrt, fassungslos. . . . Welchen Eindruck hat er auf Sie gemacht?“

Der Doktor rollte seine runden Augen mit fast komischem Schreck.

„Was für einen Eindruck? . . . Was für einen Eindruck? . . . Das weiß ich nicht! . . . überhaupt keinen!“

Man lachte ein wenig, mehr über seine Mimik als über seine Worte. Da wandte er sich halb dem Saal zu und sagte rot, starr und zornig:

„Ich habe schon genug Mühe, zu wissen, was in den Körpern vorgeht, und kann mich nicht noch damit befassen, in den Seelen zu lesen. Solche Dinge muß man mich nicht fragen. Nein, meiner Treu, ich habe keinen Eindruck gehabt.“

Viele stimmten dem bei: Zeugen waren dazu da, um über Tatsachen auszusagen. Frau Aurora Winkelmann flüsterte ihrem Nachbar zu:

„Solch ein Arzt würde mir gefallen.“

Worauf sie als Antwort empfing:

„Sie haben also viel zu verbergen!“

Die Ärzte Bully und Montbrun, die dann vernommen wurden, hatten die Leiche sezirt. Sie beschrieben den Lauf der Kugel, aber über die unmittelbaren Folgen waren sie sich nicht einig. Der erste erklärte, der General „hätte sofort wie ein Brett hinfallen müssen“, und sein sicherer Ton, seine termini technici, seine Beschreibung der Umwälzung des Organismus, riefen eine gewisse Bewegung hervor; aber der zweite Arzt zitierte außergewöhnliche Beispiele Verwundeter, welche die angefangene Bewegung fortgesetzt hatten.

„St. Denis trug selber seinen Kopf,“ brummte Chaussy.

Man stellte die Ärzte einander gegenüber. Jeder beharrte auf seiner Meinung. Sie erhiteten sich bei der Diskussion, und für einen Augenblick verschwand die Tragödie hinter diesem Streit a la Molière.

Ähnliche Szenen wiederholten sich zwischen den Sachverständigen, den Buchhaltern. Ohne daß irgend jemand etwas davon verstand, wurden Zahlen aufgestellt, und die Wertbestimmungen zeigten ungeheure Abweichungen. Vermantes mißte sich darein und widersprach ihnen. Er redete mit solcher Wärme, Klarheit und Genauigkeit, daß seine Gegner verwirrt wurden, aber sie widerriefen die Angaben nicht. Für sie blieben die Zahlen unorganische, abstrakte, bestimmbare, unabänderliche Zeichen; für ihn waren sie schmiegsame, elastische, lebendige Körper, die sich unter seinen Händen streckten, groß, gigantisch wurden. Manchmal konnte man glauben, daß seine gewaltige Logik diese kleinlichen Wortklauberei erdrücken würde; aber sie blieben standhaft. Das unentwirrbare Gemenge der Zahlen zog sich wie ein Netz immer fester um sie zusammen, und vergeblich zerrte er einige Maschen, um sich zu wehren. Es war ein aufregendes Schauspiel, diese kleinen, schäbigen Menschen zu sehen, deren Additionen dem kühnen Riesen Fesseln anlegten. Umsonst sprach er von seinem Glauben an einen endlichen Sieg. Man glaubte ihm nicht. Sprachten die Bankrotteure, die Spekulantent nicht immer so, deren Gerüste in Trümmer zusammenstürzten? Niemand konnte der Diskussion folgen. Man verstand nur, daß die Erbschaft des Generals diesem kühnen Reiter gerade im Augenblick wieder in den Sattel geholt hätte, da er die Steigbügel verloren hatte.

Dieses arithmetische Zwischenspiel wirkte langweilig. Dann wurde ein Waffenschmied vernommen, der die Flinte betrachtete, mit der das Unglück passiert war. Ihm folgte der Polizeikommissar, der die ersten Feststellungen gemacht hatte; darauf die beiden Wachtmeister, welche die Verhaftung von Vermantes vorgenommen hatten. Beide vierschrötig, fest, der eine mit starken, spitzen Knochen, der andere dicker, mit stechenden, schlauen Augen, traten sie vor den Gerichtshof. Mit übereinandergeschlagenen Beinen standen sie da, den Geschworenen zugewandt. Ihrer Aussage war anzu-

merken, daß sie sich gern sprechen hörten. Vermantes war ihnen damals schweigend gefolgt und hatte auch während der Fahrt nicht den Mund geöffnet. Aber das war gleichgültig. Im Gegensatz zu Doktor Amadour hatten sie recht viel „Eindrücke“: den Eindruck, den ihr Erscheinen auf den Angeklagten gemacht hatte, den Eindruck, daß er soeben Papiere verbrannt hatte, wenn auch keine Mäße mehr im Kamin lag, den Eindruck, daß er ein sehr schlechtes Gewissen haben mußte und daß jedes Wort, jede Geste für seine Verteidigung berechnet war. Diese Eindrücke setzten sie in dem überzeugenden Ton jener Leute auseinander, die in den Seelen wie in offenen Büchern zu lesen verstehen. Brévine protestierte: diese Zeugen bekundeten keine Tatsachen, keine direkten, genannten Beobachtungen, nichts, was mit der Angelegenheit selbst zusammenhing. Aber sie sprachen weiter, denn ihr Beruf bedeutete Unfehlbarkeit. Waren sie denn nicht Wachtmeister? Durch den Eifer der Diskussion fortgerissen, erklärte der zweite schließlich, daß er in dem Zimmer, in das er eindrang, einen starken Geruch verbrannten Papiers gespürt habe.

„Bis jetzt haben Sie doch davon nichts gesagt!“ rief Brévine.

„Niemand kann meine Behauptung in Abrede stellen,“ erwiderte er.

Vermantes, der mit verchränkten Armen dasah, lächelte fast. Er wußte genau, daß er in jener Stunde kein Papier verbrannt hatte, und diese neue Belastung, über die seine Richter ernsthaft diskutierten, hatte für ihn zu dieser tragischen Stunde etwas Komisches.

„Was für eine feine Nase!“ rief er und fügte unklugerweise hinzu: „Es war schon mehrere Tage her, daß ich alles vernichtet hatte, was ich vernichten wollte.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Kastell.

Von Walter v. Molo.

Es war ein herrlicher Ausblick auf das spiegelnde Meer und die segelnden Wolken, die im saften Blau versanken. Der salzige Seewind sang und brumte in den Telegraphendrähten längs der Straße und blies mir das hämmernde Kopfwach aus dem Schädel, das sich heimlich meiner während einer langen nächtlichen Eisenbahnfahrt bemächtigt hatte. Die heiße Sonne des Südens streichelte mir losend Nacken und Haupt, die Pferde gingen im Schritt, und mir war alles wie ein wüster Traum, der sein Spiel mit mir trieb.

Gestern noch hätte ich jeden für verrückt erklärt, der mir gesagt hätte, ich würde morgen hier am Meere sein, in einer Gegend, in der ich nichts, aber schon gar nichts zu suchen hätte. Und nun fuhr ich die vielfach verästelte Meerstraße entlang und horchte dem melodischen Lanten der Geschirrglöckchen meines Gepäcks. In langen Wellen strich der Duft der blühenden Mandel- und Lorbeerbäume über mich hin. Ich nahm wieder den Brief vor und suchte mich zu erinnern.

Die Tatsachen waren knapp und standen fest: Das Schreiben enthielt die verzweiflungsvolle Bitte einer zu Tode geängstigten Frau, ihr beizustehen. Die Unterschrift lautete: Mia vom Ede. Lange Jahre hatte ich den Namen nicht mehr gehört.

Eine heimkehrende Ziegenherde trottete an mir vorbei, und in der Staubwolke, die die leichten Hüfe aufwirbelten, gewahrte ich nicht die jähe Krümmung, die die alte Römerstraße machte, ehe sie steil zum Strande abfiel, an dem sich die springenden Wellenstaken brachen. Wir waren am Ziel.

Faule Kurgäste, die auf ihren Stredstühlen der Jauszeit entgegenhofften, hoben die Köpfe über die niedere Brüstung der Loggia, die sich stilllos an den schnell zusammengeleimten Sezessionsbau eines Blutsaugerhotels schmiegte. Mit ein paar Kupfermünzen kaufte ich mich von den schmutzigen Straßenjungen frei, die mir sämtlich Führerdienste leisten wollten. Der Portier wies mir den Weg. Von der hohen See kam der donnernde Knall von Schüssen; als kleine schwarze Punkte hielten die Kriegsschiffe am Horizont unverrückbar wie Kinderspielzeug. Mein Schritt hallte in der engen, schlecht gepflasterten Straße und lärmt lauter als der verschwundene Prall der manövrierenden Schiffsgeschütze.

Die krumme Zeile lief bald zu Ende und ich hatte Ausblick auf das Meer und die Küste. Unwillkürlich blieb ich stehen. Ich hörte, wie das Blut in meinen Ohren sang. Eine unbegreifliche Aufregung nahm Besitz von mir. Auf einer Landzunge, von der spiegelnden Sonne wie von einer Gloriole umfäumt, lag inmitten ewig-grüner Bäume ein schwarzes, klobiges Bauwerk, dessen Alter nicht zu bestimmen war. Fast schien es mir, als hätte ich schon einmal eine Abbildung des Bauwerks in Händen gehalten. Ich wußte nun auch plötzlich, daß es mit einer der Barken, die im kleinen Hafen schaukelten, leichter zu erreichen wäre als auf dem weiteren Landwege.

Konservenbüchsen klapperten beim Auf und Nieder der Wogen an die Steinmauer des niedern Kolos, auf dem ein paar Barken-

führer in der schrägen Nachmittagssonne lämmelten: „Barkel fahren?“

„Man kann zum Kastell mit der Barke fahren?“ fragte ich.

„Kann fahren, yes, aber, Signore, fahren, meglio spazieren.“ Der alte einäugige Barkenführer mit den hängenden Lebersäcken an Stelle der Wangen sprach ein bewundernswertes Kauderwelsch der Sprachen aller Länder, die er in seiner Seemannslaufbahn mochte kennen gelernt haben.

Mit dem strengen Ton meiner geringen Ordiskenntnisse befahl ich „zum Kastell!“ und stieg in das wiegende Fahrzeug. Er sah nach der See, auf der lange Streifen als Vorboden des nahenden Schirokko zu zittern anhuben, und bekränzigte sich. Dann legte er die Ruder ein und die „Santa Maria“ nahm Kurs nach dem Kastell.

Wir kamen bald ins Neden: „Das Kastell ist very alt, el appartiene al Signore Ede und sa wite.“ Lange sah ich nach dieser Kraftleistung des Alten still und ließ mich gemächlich wiegen, derweil er vom bösen Paisisch, pesce cane, sprach. Wir kamen dem unheimlichen Bauwerk immer näher unter dem gleichmäßigen Armhub des mechanischen Ruderzuges, der das Wasser teilte und zur Seite stieß. Ich dachte in grübelndem Sinne der Frage nach, warum die zwei Menschen, die mir einmal lieb gewesen waren, in diesen alten verräucherten Mauern wohnten?

Franz vom Ede war reich und seine Frau schön. Er hatte er sich beklagt, daß er nichts zu tun hätte, daß er nicht wußte, wofür er eigentlich auf der Welt wäre. Mit einem fast komischen Heißhunger hatte er sich aller Dinge bemächtigt, die möglichst langes Nachdenken verlangten. Glaube er noch immer an phantastische, überfüllliche Kräfte, an Bahnen und Gleise, die das Schicksal der Menschen vorzeichnete, und die er willenlos gehen mußte? — Wir waren so nahe gekommen, daß ich jeden Stein in der alten Umfassungsmauer unterschied, trotzdem das Bauwerk in seinen Konturen finstler blieb. Die Wellenlämme lekten an ausgewaschenen Stufen heran, die zu einer eisenbeschlagenen Türe führten, die schief in den rostgerfressenen Angeln hing. Die Mauern wiesen Schießscharten auf, die kleinen Erker über der Lorchfahrt hatten weitausladende Brüstungen mit unheimlichen Gießöffnungen, um Pech und siedendes Wasser auf den fühnen Angreifer zu schleudern, der den Sturm von der Seeeseite wagte.

Die Barke hielt an den wassergernagten Trittssteinen. Ich stieg aus. „Gott segne den Herrn,“ sprach der Barkenführer und stieß ab.

Ich schob die kreisende Tür auf und schritt über Trümmer und Rosenstede, durch Lorbeerhaine und Stachelheiden dem Hause zu, das licht durch das Silbergrau der Olivenbäume schimmerie. Es war kühl in den hohen Mauern; mich fröstelte. Wunderbar mißfiel der alte Bau florentinische Renaissance mit deutscher Gotik. Ueber dem Tor war der Wappenstein ausgebrochen.

Als ich zögernd eintret, kam mir in dem halbdunklen Gang, den ein blaumaltes Fenster magisch übergoß, eine alte Frau entgegen. Diese alte Frau war Mia vom Ede.

Mit einem scheuen Blick nach der geschlungenen Steintreppe, die sich in das obere Stockwerk des Hauses schraubte, zog sie mich in ein Zimmer, dessen Tür sie versperrte: „Ich danke Ihnen, o, wie ich Ihnen danke, daß Sie gekommen sind! Jede Hoffnung hatte ich schon aufgegeben; ich glaubte meinen Brief verloren. Sie müssen mir helfen, es geht so nicht weiter! Aber sagen Sie um Gottes willen nicht, daß ich Ihnen geschrieben hätte!“

Mutlos ließ sie den Kopf sinken, und ich sah, daß ihre feinen weißen Hände, die sie im Schoß hielt, bebten. Ueber ihrem silbernen Scheitel flutete vom Fenster her ein breiter Streifen zerstreuten Lichtes, der den Falten und Sorgenrunzeln ihres Antlitzes tiefe Schatten gab. Nur die Lippen waren voll und lebensheißend; die schienen Seufzer nach Lust und Freude zu kennen, die sich angstvoll aus ihrer Seele ringen mochten, wenn der Sturm um die Mauern zog und den sauchenden Atem heulend durch die Ritzen drängte.

Ich nannte den Namen ihres Mannes und merkte, daß sie schauernd zusammensauerte und schein nach der Tür schielte, die im Halbdunkel lag. Lange konnte sie sich nicht entschließen, von ihm zu sprechen, immer wieder wich sie mir ängstlich aus, als wäre schweres Unheil mit dem Wort verknüpft.

„Wir haben keine Kinder,“ sagte sie, und ihre Worte fielen wie schwere, dunkle Blutstropfen lautlos in das Dämmerlicht, daß jeden Klang an sich riß und erwürgte, „wir sind ganz allein . . .“

Es war ein langes, schweres Ringen, ein Ringen und Kämpfen mit der Lebenslüge, die in jedem zagen Wort von neuem den giftigen Kopf hob. Sie wich aus und lag, sie sprach vom Glück der Einsamkeit und litt bei jeder Erinnerung, die sie aus den Gräften ihrer Seele zauberte, um ein Mitleid abzuwehren, das sie angerufen hatte in ihrer Not. Wir sprachen von der Zeit, da sie heirateten, von der Zeit, da ihr Mann mein Freund war! In der Flut nebenjächlicher Kleinigkeiten schwand die Spannung ihres Stolzes, und langsam kam ich meinem Ziele näher, langsam tastend drang ich vor, gefast, in jedem Augenblick auf das Grab ihrer Hoffnung zu stoßen. Ich fragte, ob ihr Mann verweist wäre, ob ich ihn bald sehen würde, was er arbeitete, ob er sich stark verändert hätte? . . .

„Er hatte immer gesagt, daß Sie der einzige Mensch seien, den er gern Freund nenne.“

Wieder vergingen in tiefem Schweigen ein paar Sekunden. Schwerer Kampf wühlte in den Jügen der Frau. „Ich habe Sie gerufen,“ sammelte sie und schwieg wieder, — „gerufen . . .“

Reise streichelle ich den feinen Handrücken, der auf dem wurm-
wichtigen Eigenthümle lag. „Warum?“

Der Name ihres Mannes schien sie wider Willen zu drängen
und zu schieben. „Es geht so nicht weiter, ich habe Angst vor ihm.“
Ein Wort überhäufte nun das andere, leuchtende Sähe lispelten die
bleichen Lippen, die hier und da ein Wort schrill in das Halbdunkel
schrien, als gelte es, den Klang der Stimme zum Schutze anzurufen
gegen eine Nacht, vor der sie zitterte und zauderte.

„Die ersten Jahre unserer Ehe waren glücklich, wenn auch
mein Mann ein jüdes, fast menschenfremdes Leben führte. Wir
hatten wenig Verkehr und gaben keine Gesellschaften, aber wir
hingen in Liebe aneinander. Er beschäftigte sich mit seinen Samm-
lungen. Sie wissen, daß er alles zusammentrug, was alt und
wertvoll war. Ganze Tage saß er in seinem Zimmer und sichte-
te und ordnete. Diesem Eifer schrieb ich damals seine Nervosität zu,
die von Jahr zu Jahr bemerkbarer wurde. Er sprach und weinte
im Traum, wochenlang ging er mit verstörtem Gesicht. Dann
schrieb er sein Buch . . .“

„Ich hab es gelesen. Er mag das Milieu hier aus der Gegend
entnommen haben.“ sagte ich und stockte, denn mir war wie einem
Blinden, der plötzlich Licht in seinen Augen fühlt. Drum kannte
ich das Kastell!

„Damals wohnten wir aber noch nicht hier.“
„Noch nicht hier? Sie wohnten noch nicht hier? — Aber die
Gegend war Ihrem Manne bekannt?“

„Nein, er kannte sie nicht.“

Ich sah durch das hohe Fenster den segelnden Möwen und
einem Schifferboot zu, das schief liegend mit den springenden Wellen
balgte. Die Erkenntnis ließ sich nicht bannen; sie kam mächtig
über mich: Meines Freundes Buch beschrieb den Bau bis in das
kleinste Detail. Sogar der alten Stuhuh, die auf dem Ramin
stand und die von zwei venezianischen Löwen flankiert wurde, die
das erste Menschenpaar auf dem Rücken trugen, mit riesigen
Zeigenblättern ausgerüstet, entzifferte ich mich.

„Aber er hat dieses Haus genau beschrieben, — und Sie sagen,
er hätte es damals noch nicht gekannt? . . .“

Sie starrte mich mit angstvollen Augen an. „Auch Sie sagen
es? Auch Sie?“

Ich zwang mich zur Ruhe. „Bitte, gnädige Frau, erzählen Sie
weiter. Weshwegen ließ sich Ihr Gemahl hier nieder? Er muß
doch einen Grund gehabt haben, sich hier anzusiedeln?“

Sie bewegte ein paarmal die Lippen lautlos hin und her, als
hätte sie Angst vor mir, als wäre sie in einer Öffnung schrecklich
geläuscht worden, als sei ihr statt des erwarteten Freundes ein
neuer Feind in mir erstanden. Dann klang die Stimme weiter:
„Eines Tages war er ausgegangen und kam nicht wieder nach
Hause. Es waren furchtbare Stunden für mich, ich glaubte ihn tot.
Erst am nächsten Tage traf eine Depesche ein, die hier aufgegeben
worden. Einen Tag später kam er selbst zurück, um unsere Ueber-
siedelung vorzubereiten. Es war wie ein Traum, ich habe nie
erfahren, wer ihn zum Kaufe geraten, was ihn so plötzlich dazu
veranlaßt hatte; allen meinen Fragen fehlte er ein starres Still-
schweigen entgegen.“

„Und Sie haben gar keine Ahnung, gnädige Frau, weshalb
er hierher zog? Er muß doch irgendeinen Grund dazu gehabt
haben, einen Anlaß?“

Eine feine Röthe lief über das bleiche Oval ihres Gesichts, die
Stimme ward trocken und rau: „Man sagte mir allgemein, als
ich heiratete, daß ich schön wäre; ich war ja auch kaum zwanzig
Jahre alt. Es verkehrten einige Herren bei uns im Hause, Sie
wissen es! . . . Freunde meines Mannes, aus seiner Studienzeit;
er sah sie nicht immer gern, das darf ich Ihnen heute sagen.“

„Ich habe es empfunden.“

„Sie blieben als einer der ersten weg; mit der Zeit hörte für
uns fast jeder Verkehr auf; mein Mann machte mir Eiferjuchts-
szenen, da ging einer nach dem anderen und kam nicht wieder.
Vielleicht war diese Vereinstamung schuld, daß Franz den Entschluß
faßte, aus der Stadt fortzuziehen, vielleicht auch nicht? Er hat
mit mir nie darüber gesprochen.“

„Und er hat nie irgendeine Andeutung gemacht? Ich kann mir
nicht denken, daß Sie ihm ganz willenlos in dieses Haus gefolgt
seien? Sie sind doch nicht ohne Willen?“

„Das bin ich, er hat mit der Zeit große Gewalt über mich ge-
wonnen. Und was sollte ich auch machen? Ich hatte keinen Men-
schen in der Welt, auf den ich mich verlassen konnte, dem ich hätte
meine Lage rückhaltlos anvertrauen dürfen, und: man hätte mich
falsch verstehen können! Man spricht nicht gern über sein Unglück,
wenn man in der Welt glücklich gilt. Fünfzehn lange Jahre hat
es gebraucht, bis ich den Mut fand, darüber zu sprechen, bis ich die
Gewißheit hatte, daß längeres Schweigen Wahnsinn wäre.“ Mit
offenem Munde und mit vor Schrecken starr aufgerissenen Augen
tastete sie nach meiner Hand. „Hören Sie!“

Ich horchte dem mächtigen Lied, das die ewige Brandung sang,
und dem schrillen, verwehenden Pfiff eines Auswandererschiffes,
das den Kurs nach fremden Ländern nahm.

„Er kommt!“

Mir war, als höbe sich in der hohlen Wölbung des alten
Studienpflanzers ein wispender Klang. Vorsichtig, langsam die Luft
durchlassend, ging die Klinke der versperrten Tür nieder. Die
Frau sah wie gelähmt, mit hängenden Armen, und dachte nicht ans
Deffnen. Ein Schlüsselbund klirrte, etwas Metallisches scheuerte
im Schlosse, mit dumpfem Prall fiel der Schlüssel, der auf unserer

Seite gestekt, ins Zimmer. Er war von außen hereingestochen
worden. Andere Schlüssel mochten versucht werden. Reife, vor-
sichtig klang das Santieren. Die Tür sprang auf. Es war Franz
vom Ede! (Schluß folgt.)

Der Laubenkolonist.

Der gegenwärtige Frühling hat uns wieder eine rechte Un-
gezieferplage beschert. Was die jetzige Jahreszeit bringen konnte,
das hat sich eingestellt. Von den Rosen abgesehen, sind es im Früh-
ling und Vorfrühling hauptsächlich die Obstgehölze jeder Art, die
durch in vielen Arten massenhaft auftretende Schädlinge in Miß-
leidenschaft gezogen werden. In erster Linie richten die Knospen-
widler und die Käupchen des Frostnachtspanners vielen Schaden
an. Knospenwidler finden wir auf allen Obstarten, Beeren-
sträuchern, Kern- und Steinobst. Alle Gattungen haben ihre be-
sondere Arten dieses Schmetterlings. Die unbedeutenden Schmetter-
linge, die nur während der Nacht fliegen und deshalb den meisten
Gartenpflanzern unbekannt sind, haben schon im vorausgegangenen
Jahre an jede Winterknospe ein Ei abgelegt. Kaum zeigt sich im
Frühling junges Laub, so sind auch schon die Käupchen ausge-
schlüpft und beginnen nun die Spitzen der werdenden Triebe zu-
sammenzuspinnen, um deren Entwicklung aufzuhalten und Zeit
zu finden, nicht nur das Herz der jungen Triebe auszufressen,
sondern auch die Blütenknospen durch ihren Fraß zu vernichten;
später gehen sie dann die werdenden Früchte an. Die angefressenen
Äpfel und Birnen verkümmern meist und fallen vor der Zeit ab.
Was aber zur Reife gelangt, ist mehr oder weniger verkrüppelt und
dadurch entwertet. In den kleinen Baumplantagen in der
Kolonie ist es das einfachste und sicherste, alle Zweige wöchentlich
mehrmals durchzugehen und überall da, wo zusammengesponnene
Zweigen, gerollte und versponnene Blätter die Anwesenheit der
Schädlinge verraten, diese in ihren Schlupfwinkeln zu zerbrechen,
ohne erst lange nach ihnen zu suchen. Ein feuchtes Gefühl an den
Fingern, mit denen man zerdrückt, liefert dann den Beweis, daß
man einen dieser Schädlinge vernichtet hat. Sucht man erst nach
jedem Käupchen, dann werden sich die meisten scheinbar stellen und
zur Erde herabfallen lassen, auf welcher sie infolge ihrer Kleinheit
und ihrer meist unscheinbaren grauen Farbe oft kaum noch aufzu-
finden sind. Eine besonders dicke und feste Art dieser Knospen-
widler lebt auch an den Rosenbüschen und vernichtet hier, wenn
man sie nicht immer wieder rechtzeitig zerdrückt, die hoffnungs-
vollsten Triebe und die schönsten Blütenknospen. Bis in den Sommer
hinein erscheinen diese Widler immer wieder.

Auf den Johannis- und Stachelbeeren lebt die Raupe des
Stachelbeerpanners. Dieses Käupchen ist schon etwas auffällender,
weil schwarz, weiß, gelb gezeichnet, und zwar auf der Oberseite
weiß und schwarz gefleckt, auf der Unterseite gelb. Diese Raupen
ernähren sich nur von den Blättern der genannten Sträucher und
sind infolge ihrer Gefräßigkeit in wenigen Tagen selbst
starke Sträucher kahl zu fressen. Anfangs überfiehet man sie ihrer
noch geringen Größe halber, wenn man dann nach 4 bis 5 Tagen
wieder auf das Laubland kommt, kann es passieren, daß man alle
Sträucher völlig kahl findet, nur die Beeren hängen noch. Es ist
nun aber auch mit der Ernte vorüber, denn die Beeren entwickeln
sich an blattlosen Sträuchern nicht nur mangelhaft, sondern sie
bleiben auch vollständig ungenießbar. Auch an den Weintauben
und Himbeeren leben besondere Widlerarten. Ein weiterer gemein-
schaftlicher Schädling der Stachel- und Johannisbeeren, die sich ja
trotz ihrer äußerlichen Verschiedenheit verwandtschaftlich sehr nahe
stehen, ist der Stachelbeerzünsler, eine grüne, schwarzköpfige Raupe.
Diese Käupchen beginnen jetzt die Früchte der Stachel- und Jo-
hannisbeeren anzufressen; in die Stachelbeeren dringen sie dabei
mit ganzem Leibe hinein, um sie auszufressen. Meist führt dann
erst die vorzeitige Verfärbung der befallenen Beeren, die ungenieß-
bar werden, auf die Spur des Schädlings.

Für kleine Verhältnisse ist, wie gesagt, das beste Mittel zur
Bekämpfung dieser Schädlinge das ständige Abschuchen derselben, da
die Eier, Käupchen und auch die Puppen mancher Schädlinge im
Falllaub überwintern, besteht ein gutes Vorbeugungsmittel schon
darin, daß man im Spätherbst alles Laub zusammenharkt, zu
einem festzutretenden Haufen aufsticht, den man mit Erde überzieht,
oder man gräbt das Laub unter. Ein weiteres Vorbeugungsmittel
ist im Herbst das Anlegen der sogenannten Klebegürtel. Diese
mancheitensförmig in etwa 50 Zentimeter, bei Halb- und Hoch-
stämmen noch höher vom Boden ab umzuliegenden Papiergürtel
werden oben und unten mit Bindfaden gut festgebunden und dann
mit Brumataleim bestrichen, der lange seine Klebefähigkeit behält;
nach Bedarf muß aber ein Neuanstrich vorgenommen werden. Die
Weibchen des großen und des kleinen Frostnachtspanners, die im
Herbst und Spätherbst ihre Eier in die Kronen ablegen, sind flug-
unfähig, weil sie nur Flügelstummel besitzen, nur die Männchen
sind fliegler. Die Weibchen müssen also, um ihre Eier in die
Kronen abzulegen, am Stamm emporklettern und bleiben dann auf
dem Reim der Gürtel. Viele Obstbaumschädlinge über-
wintern auch als Eier, Larven oder Puppen in allerlei Schlupf-
winkeln, so an nicht entrinndeten Baumstämmen, in den Rissen der
Lattenzäune, in rissiger, d. h. ungepflegter Rinde und an sonstigen
geeigneten Orten. Dies hat die Obstzüchter auf den geschiedten
Gedanken gebracht, diesen Schädlingen an den Stämmen die künst-
lichen Schlupfwinkel in Form sogenannter Madenfallen zu bieten.
Diese Fallen bestehen in reichlich handbreiten Wellpappstreifen, die

so geschnitten werden, daß sie den Stamm manschettenartig vollständig umspannen. Der Unterschied ist hier nur der, daß die Wellpappgürtel nicht unten und oben, wie die Leimgürtel, sondern nur oben fest zusammengebunden werden. Die am Stamm emporkletternden Schädlinge kommen nun von unten in den Gürtel hinein, können diesen aber nach oben nicht mehr verlassen, fühlen sich aber auch in dem warmen, geschützten Raum zwischen Gürtel und Stamm außerordentlich wohl und verpuppen sich hier oder richten sich sonst, je nach ihrer Art, auf andere Weise zur sorglosen Ueberwinterung ein. Würde man nun diese Wellpappgürtel unbeaufsichtigt lassen, so wären sie nichts anderes als eine Zuchtstation für Obstbaumschädlinge. Dies tut man aber nicht, man bindet vielmehr von Zeit zu Zeit Gürtel für Gürtel ab, befördert die an der Innenseite der Wellpappe sitzenden Schädlinge in einen Eimer, sucht die am Stamm unter der vorher bedeckten Stelle sitzenden ab, wirft sie zu den übrigen, begießt dann die gesammelte Schwefelbände mit kochendem Wasser und legt danach die Gürtel wieder neu um.

Beide vorgeschilderte Verfahren können zur Anwendung nur wärmstens empfohlen werden. In der Regel wendet sie aber der Kleingärtner nicht an, sondern er greift zu einem veralteten, ungenügenden Notbehelf, indem er im Winter die Obstbaumstämme mit selbstbereiteter Kalkmilch unter Verwendung einer Lärcherbürste anstreicht. Eingehende Versuche haben aber den Beweis dafür geliefert, daß sich die in den Rindenschichten der Obstbäume sitzende Schädlingebrut durch den Kalkmilchanstrich nicht im geringsten behelligen läßt, sie überwintert vielmehr unter der abtrocknenden Kalkschicht in vorzüglicher Weise und geht im kommenden Frühling mit ungeschwächter Kraft ihrer unheilvollen Beschäftigung nach. Die mit Kalkmilch bespritzten Stämme sehen in der Abenddämmerung wie Leichensteine aus; sie verschandeln für lange Zeit hinaus den Garten. Der Kalkanstrich hat höchstens bei ganz alten Bäumen Zweck, deren rissige Rinde mit Moos bewachsen ist; man muß aber zuvor mit einer Baumschärre, einem messerartigen, eisernen Instrument, die toten Rindenschichten abtragen und die Kalkmilch dann erst nach einem Zusatz einer bakterientötenden Flüssigkeit, zum Beispiel Epsol, auftragen. In diesem Falle tötet sie etwa noch vorhandene Insektenbrut, Moos und Flechten ab. In Gegenden mit sehr strengen Wintern kann der Baumschälanstrich auch frostempfindliche Obstarten, wie auf Quitten berebelte Birnen, Pfirsiche und Aprikosen, gegen die unheilvollen Wirkungen außerordentlich Kälte etwas schützen. Die Kälte wird verderblich, wenn nach 25 oder 30 Grad Kälte am frühen Morgen die Sonne durchbricht, die Stämme bescheint und erwärmt. Die natürliche dunkle Stammfarbe zieht die Sonne an, dies erhöht die Frostgefahr, die weiße Farbe der gestrichenen Stämme wirkt dagegen die Sonnenstrahlen zurück und vermindert dadurch die Frostgefahr.

Trotz gewissenhafter Durchführung aller geschilderten Maßnahmen wird man Jahr für Jahr mit einer gewissen Schädlingengefahr rechnen müssen, in trockeneren Jahren mehr, in feuchten weniger.

Unter den jetzt auftretenden verderbenbringenden Schädlingen sei noch der Apfelwidler genannt. Es ist dies ein kleiner Schmetterling mit kleinen Flügeln, die mit braunen Querstreifen gezeichnet sind und am Außenrand einen etwas dunkler gefärbten sogenannten Spiegel mit goldgelbem Schimmer haben. Wie der Knospenwidler im Herbst an jede im nächsten Jahr zur Entwicklung kommende Blattknospe ein Ei ablegt, so legt der Apfelwidler jetzt an jede werdende Apfel- oder Birnenfrucht je ein Ei ab, am liebsten an den Fruchtboden, d. h. in den Kelch der vormaligen Blüte. Die winzigen Eier sind unsichtbar für das unbewaffnete Auge. Die Flugzeit dieses Schädlings fällt in die Monate Juni oder Juli. Nach einigen Tagen schlüpfen aus jedem Eichen die winzigen Maden aus, die noch 1 bis 2 Tage auf der Frucht herumirren, sich dann in dieselbe einbohren, so das Kernhaus erreichen und dieses ausstreffen. Die befallenen Früchte sind madig und fallen fast durchweg vorzeitig ab. Wo, wie das häufig vorkommt, zwei und mehr Früchte dicht zusammenhängen, bohrt sich die Made von der ersten Frucht, deren Kernhaus sie ausgefressen hat, in die zweite, vielleicht auch noch in die dritte ein; ihren Unrat befördert sie meist durch ein besonderes gebohrtes Loch aus der befallenen Frucht heraus. Gewöhnlich fällt der befallene Apfel dann ab, wenn die Made erwachsen ist. Die Made verpuppt sich in der Erde. Hängt der Apfel nach ihrer Entwicklung noch fest, so verläßt sie ihn und läßt sich an einem Faden zur Erde herabgleiten. Die sich frühzeitig verpuppenden Maden erzeugen im gleichen Jahre noch eine zweite Generation, welche die noch gesunden Früchte befallt. Es ist von großer Wichtigkeit, alle madigen Äpfel möglichst zeitig zu pflücken und je nach ihrer Entwicklung entweder dem Vieh zu verfüttern oder in der Haushaltung zu Gelee oder Mus zu verarbeiten. Pfirschen, Birnen und Pflaumen werden von ähnlichen Schädlingen madig gemacht, auch Himbeeren werden vielfach von einer besonderen Madenart befallen, nur die frühesten Kirschensorten bleiben madenfrei. Beim Steinobst treten die Maden hauptsächlich verheerend an Zwetschen und Pflaumen auf, weniger an Mirabellen und gar nicht an Pfirsichen. Erste Maßnahme vor Bekämpfung ist immer das Sammeln und Unschädlichmachen aller zu Boden gefallenen madigen Früchte und aller, die man am Baume ertwischt kann. Wer nur wenig und nur kleine Äpfel- und Birnenbäume besitzt, der spritze von jetzt ab bis Ende Juli die Kronen der Bäume an allen regenfreien Tagen wöchentlich dreimal mit gewöhnlichem Wasser ab,

dadurch werden die jeweilig abgelegten Eier von den Früchten heruntergewaschen und zu Boden gespült, wo sie verkommen müssen. Wo das nicht möglich ist, da bilden arsenhaltige Spritzmittel das beste und sicherste Bekämpfungsmittel, und zwar rechnet man auf 100 Liter der Spritzflüssigkeit 100 Gramm Bleiarfenat, welches sowohl der Kupferkalkbrühe als auch der Schwefelkalkbrühe zugesetzt werden kann, aber nur bei spät reifenden Sorten angewendet werden sollte, da dann die Gewißheit vorliegt, daß das Gift bis zum Eintritt der Frucht reife längst wieder durch die Niederschläge beseitigt ist. Während des Spritzens darf man weder essen, rauchen noch Tabak kauen, die Augen muß man mit einer Schutzbrille bedecken und nach beendigter Arbeit Gesicht, Hände und Arme mit Seife und warmem Wasser gründlich reinigen. Schwefelbrühe färbt die Haut für einige Tage gelb, was aber für Arbeits Hände weiter nicht ins Gewicht fällt.

Neben tierischen Schädlingen gibt es auch zahlreiche pilzliche, die oft sehr unbequem werden können. Eine bekannte Erscheinung ist der Schorf, der die Fruchtschale vorzugsweise bei Äpfel und Birnen unansehnlich macht, aber auch der Entwicklung der Früchte nachteilig ist. Gegen ihn wendet man zwei- bis dreimalige Bespritzungen mit Kupferkalk- oder Schwefelkalkbrühe an, die hier auch ohne Arsenik wirksam ist. Wenn irgend möglich, wähle man einen trüben Tag zu diesen Bespritzungen und schließe Steinobst und Stachelbeeren von der Bespritzung mit Schwefelkalkbrühe aus, da sich diese Obstarten gegen diese sehr empfindlich zeigen.

Dieser Tage wurde ich zu einem Gartenfreunde gerufen, dessen Birnbäume eine ganz eigentümliche Krankheit zeigten. Ich sah sofort, daß es sich um Birnengitterrost handelte. Ich fragte den betreffenden Besitzer, ob er Wacholderbäume in seinem Garten hätte, was dieser bejahte. Er führte mich zu der Stelle, wo diese stehen sollten; ich stellte sie als Sadebäume fest. Der Sadebaum und der virginische Wacholder sind Träger der Gitterrostkrankheit. Die punktförmigen Flecke auf den Blättern der Birnbäume, die auch auf die Zweige und Früchte übergehen, diese verkrüppeln lassen und den vorzeitigen Laubfall zur Folge haben, werden von kleinen Becherfrüchten verursacht. Die dazu gehörigen Wintersporen entwickeln sich auf den genannten Wacholderbäumen und werden von diesen, selbst auf weitere Entfernungen, durch die Luft auf die Birnbäume übertragen. Früher hielt man diese Wintersporen für einen selbständigen Pilz. Diese Sporengeneration bildet an den Zweigen der genannten Wacholderarten ganz auffällige, die Rinde bedeckende braunrote forstartige Polster, die bei feuchtem Wetter zu einer gelblichen Masse ausquellen. Ein direkter Uebergang des Pilzes von einem Birnbaum auf den anderen findet nicht statt; er muß immer wieder von den Wacholderbäumen übertragen werden.

Diese Aufklärungen werden manchem Liebhaber die Augen öffnen. Wo die beiden genannten Wacholderarten (andere sind unschädlich) im Garten oder in der weiteren Umgebung angepflanzt sind, ist eine erfolgreiche Birnkultur ausgeschlossen.

Ein ganz ähnliches Verhältnis besteht zwischen dem Masenrost der Weymouthskiefer und den Johannisbeeren. Deshalb können Johannisbeeren da nicht fortkommen, wo in näherer oder weiterer Umgebung die genannte Kieferart steht, die man bei uns vielfach in den Gärten, ja sogar als ausländischen Waldbaum angepflanzt findet.

Kleines feuilleton.

Wie chinesische Liebesbriefe enden.

Wie chinesische Liebesbriefe enden. Es soll ja auch in Europa bedenkliche Gemüter geben, die allen ihren Mitmenschen es dringend ans Herz legen, keine Liebesbriefe aufzubewahren, denn man könne ja nie wissen. . . . Aber im allgemeinen scheint sich die menschliche Natur dagegen zu sträuben, Briefe zu vernichten, die einem einst wie ein Inbegriff des Glückes erschienen. Die Söhne des Himmels denken in diesem Punkte anders; ihnen ist es eine Pflicht, empfangene Briefe zu vernichten; nicht aber aus Bedenklichkeit, aus Vorsicht oder aus Gleichgültigkeit, sondern aus Ehrfurcht. Daß Ehrfurcht und Pietät zur Vernichtung führen können, klingt zwar seltsam, aber die Gründe dieser Bräuche führen weit in die Vergangenheit zurück. Bei dem Ahnenkult der Chinesen gelten die Schriftzeichen und Buchstaben, deren sich auch die Ahnen schon bedienten, als heilig. Und die Vernichtung aller empfangenen Briefe und Schriftstücke ist eine Vorsichtsmaßregel der Pietät: es gilt geradezu als ein Verbrechen, je den Fuß auf geschriebenes Papier zu setzen. Und darum verbrennt man die Briefe, nicht nur die Mahnbriefe, sondern auch die Liebesbriefe. In San Franzisko haben in der Chinesenstadt die Söhne des Himmels sogar einen besonderen Ofen aufgerichtet, der nur zur Verbrennung von Briefen, Manuskripten und chinesischen Zeitungen verwendet werden darf. Dreimal in der Woche spricht der Briefsammler in jeder chinesischen Wohnung vor und nimmt die sorgsam zusammengefalteten und beiseite gelegten Briefe und Zeitungen in Empfang, um sie zu verbrennen. Sind die Papiere zerbrannt, so führt ein nur diesem Zwecke dienendes Boot die Ueberreste hinaus aufs Meer, und hier wird die Asche den Fluten übergeben. In den großen Städten Chinas, in Peking, Kanton usw. sind sogar besondere Gebäude errichtet, in denen diese als heilig geltenden Ofen aufgestellt sind.